

Nr. 196 Bromberg, den 30. August 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der alte Herr lächelte nachsichtig. „Nun, nun, Sie müssen sich das nicht so vorstellen, daß in Haiti eine ‚Massenfabrikation' von Zombies bestünde. Diese teuflische Kunst wird Gott sei Dank nur selten ausgeübt. Es gibt nur wenige Magier, die sie beherrschen. Und einem Weißen ist, so viel mir bekannt, dieses schreckliche Schicksal nie widerfahren."

„Jetzt haben Sie mir fast die Lust genommen, hier von Bord zu gehen", murmelte Oliver Barring bedrückt. Im gleichen Augenblick schämte er sich seiner Worte. Eine plötzliche grauenhafte Angst hatte sie ihm gegen seinen Willen auf die Lippen getrieben.

Mister Spencer erwiderte nichts. Sonderbarerweise war auch Trewman verstummt. Auch die anderen Passagiere, obwohl sie nichts von dem Gespräch gehört, schauten schweigend nach der Stadt hinüber, die nun schon ganz nahe lag.

Die Schiffsschraube hörte plötzlich auf zu arbeiten, das Fahrzeug glitt lautlos über das Wasser hin. Die Stille war vollkommen.

Jetzt trug ein leichter Windhauch dumpfes Trommeln herüber. Es schien von fernher aus den Bergen zu kommen.

„Hören Sie es?" fragte der alte Herr leise, fast geheimnisvoll.

„Was ist denn da weiter Interessantes?" Trewmans Stimme klang ungeduldig und nervös. „Die Neger veranstalten eben irgendwo ein Tanzvergnügen."

Mister Spencer lachte höhnisch auf. „Wenn Sie eine Ahnung von dem wahren Haiti hätten, würden Sie sofort an dem Klang erkennen, daß dies keineswegs die sogenannten Kongotrommeln sind, die man für den fröhlichen Tanz verwendet. Schon an den drei verschiedenen Tönen hört man deutlich, daß es Rada-Trommeln sind, — die Trommeln des Wudu-Kultes. — Damballa ruft!"

„Wen denn?" fragte Oliver Barring. — Es sollte sich scherzhaft anhören, aber seine Stimme klang kläglich und heiser.

„Er ruft nach seinen Gläubigen", sagte der alte Herr, seine Stimme wieder dämpfend. „Nach seinen Gläubigen und... nach Opfern." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In jener Nacht konnten die Passagiere nicht mehr von Bord gehen, denn die haitianischen Hafenbeamten hatten längst Feierabend gemacht.

Erst am nächsten Morgen betrat Oliver Barring den Boden des Landes, das sein Schicksal bestimmen sollte.

2.

Mister John Sprink war in den frühen Morgenstunden, der besten Arbeitszeit in dem heißen Klima, zu beschäftigt, um Oliver Barring von Bord abholen zu können. Statt seiner hatte sich der Prokurist der Firma eingefunden, Herr Edmond Giraud, ein eleganter Mann mit lebhaften braunen Augen und einem kokett aufgedrehten Schnurrbärtchen. Mit seiner Hilfe waren die Landungsformalitäten schnell erledigt, und man bestieg das vor dem Zollschuppen wartende Auto.

„Wir fahren, wenn es Ihnen recht ist, am besten direkt zu Herrn Sprinks Privathaus", sagte Giraud. „Ihr Onkel wird dann um elf Uhr aus dem Bureau nach Hause kommen, um Sie zu begrüßen und mit Ihnen zu frühstücken." Dann gab er dem Chauffeur in einer für Oliver unverständlichen Sprache eine Anweisung, und das Auto setzte sich in Bewegung.

„In was für einer Sprache reden Sie denn da mit dem Mann?" fragte Oliver Barring verwundert. „Ich denke, hier ist Französisch die Landessprache?"

„Nur die Amtssprache und die Sprache der guten Gesellschaft. Das Volk kann nur Kreolisch, ein bis zur Unkenntlichkeit verstümmeltes Französisch, gewürzt mit englischen, spanischen und afrikanischen Sprachbrocken."

„Sie sind wohl schon lange in Haiti?" erkundigte sich Oliver. „Sie scheinen dieses Kauderwelsch ja gut zu beherrschen."

Der Prokurist begriff sofort, daß Barring ihn für einen Europäer hielt. Seinen kindlichen Stolz hierüber mühsam verbergend, sagte er: „Ich bin geborener Haitianer. Es gibt hier natürlich viele Farbige, aber Sie dürfen nicht glauben, daß das der Typ unserer guten Gesellschaft sei."

Der Zufall schien diese Behauptung prompt widerlegen zu wollen. Das letzte Wort noch auf den Lippen, riß Edmond Giraud seinen Strohhut vom Kopf, um den Insassen einer entgegenkommenden Equipage mit untertäniger Gebärde zu grüßen: einen herkulisch gebauten Vollblutneger in goldstrotzender Uniform.

„Wer war das?" fragte Oliver neugierig.

Girauds ergebenes Lächeln war schon wieder verschwunden. Er spuckte verächtlich seitwärts durch die Zähne. „General Pierre Escandon — eine Kreatur von Präsident Sam, unserem neuen Staatsoberhaupt."

„General?" verwunderte sich Oliver. „Der ist ja noch ganz jung."

„Er hat eben schnell Karriere gemacht. Vor vier Jahren war er noch Vorarbeiter im Hafen von Les Cayes. Ich war damals selbst dort im Kaffeehandel tätig. Ich sehe das Bild noch deutlich vor mir: Pierre Escandon an der Spitze seiner kleinen Schar, im zerfetzten Hemd, ein weißes Tuch um seinen schwarzen Wollkopf geschlungen, — der Stärkste, aber auch der Zerlumpteste von allen. — Dann wurde er Soldat, Unteroffizier, Offizier. Bei der letzten Revolution, im März dieses Jahres, hat er dann einen Teil der aufständischen Truppen geführt. Ohne die Energie dieses brutalen Niggers wäre Sams Staatsstreich kaum geglückt."

Oliver wunderte sich: Wie durfte es Giraud wagen, in einem Land, dessen Bevölkerung zu neun Zehnteln aus Schwarzen bestand, das verächtliche Wort ‚Nigger' zu gebrauchen? — „Die Hautfarbe scheint also auch hier eine gewisse Rolle zu spielen?" erkundigte er sich.

Giraud zuckte die Achseln. „Das ist Gefühlssache."

„Ich meine, ob es für einen Dunkelhäutigen schwer ist, in die gute Gesellschaft oder zu höheren Ämtern zu gelangen?"

Der Haitianer wiegte den Kopf. „Man muß der großen Menge freilich Konzessionen machen. Es werden immer ein paar Minister- und Richterstellen mit Schwarzen besetzt. Und einen vermögenden Mann kann man natürlich nicht wegen seiner Hautfarbe aus der Gesellschaft ausschließen. Aber die Herrschaft haben letzten Endes doch wir hellhäutigen Haitianer. Wir sind ja hier schließlich nicht in Afrika."

Abermals war es, als wolle die Wirklichkeit Girauds Worte verhöhnen. Das Auto bog um eine Straßenecke, und vor Olivers Blicken breitete sich ein echt afrikanisches Bild, — ein quadratischer Platz von gewaltigen Ausmaßen, angefüllt mit einem Gewimmel von Tausenden schwarzer Menschen: der große Markt von Port au Prince.

Oliver bat, das Auto für einige Minuten halten zu lassen, um das Getriebe aus der Nähe betrachten zu können.

Alles, was die Insel und das umgebende Meer hervorbringen, wurde hier feilgeboten: unübersehbare Mengen von Früchten und Gemüsen, von Fischen, Langusten und Muscheln; Pferde und Esel, Ziegen und Geflügel; Leder-, Holz- und Bastarbeiten. Die Zahl der städtischen Käufer, in mehr oder weniger kompletter europäischer Kleidung, war verschwindend gering gegen die Menge der ländlichen Verkäufer. Diese schienen auch gar nicht auf einen schnellen Absatz ihrer Waren gerechnet zu haben, denn sie hatten sich mit Sonnendach, Matratze, Kochstelle und Geschirr ganz häuslich eingerichtet. Viele der schwarzen Marktfrauen begnügten sich mit der dürftigsten Verhüllung, und ihre Kinder wälzten sich splitternackt umher. Das Familienleben spielte sich hier in völliger Zwanglosigkeit ab. Die Leute schienen sich auf diesem Platze inmitten einer Großstadt so behaglich zu fühlen wie in ihren heimischen Hütten. —

Man fuhr weiter, immer durch belebte Straßen, in denen unter der schwarzen Menge nur selten ein Mulatte und noch seltener ein Weißer auftauchte. Hübsche Geschäfts- und Privathäuser, aus Holz oder auch aus Stein erbaut, wechselten mit elenden Baracken und Hütten, aus Kistendeckeln und zerschnittenen Blechbüchsen roh zusammengenagelt.

Nun ging es eine sanft ansteigende Straße hinauf, am Marsfeld und am Palais des Präsidenten vorbei. Dann änderte sich das Bild vollkommen; man war in den stillen Villenvorort Turgeau eingebogen. Die reizenden Häuser waren von hübschen Gärten umgeben. Hellbraune und dunkelbraune Mulattenkinder, wie Äffchen aufgeputzt, spielten unter Aufsicht ihrer schwarzen Wärterinnen. Alles atmete hier Wohlstand und Zivilisation.

„Wir sind am Ziel!" rief Giraud, als die Straße eine Biegung machte.

„Das ist das Haus meines Onkels?" fragte Oliver Barring bewundernd und zeigte auf eine von üppigen Parkanlagen umgebene schneeweiße Villa.

„Nein, dies nicht; das nächste. — So, da sind wir schon!"—

Auch Mister Sprinks Haus erwies sich als recht komfortabel. Nur der Garten war etwas verwildert. Als Junggeselle und eifriger Geschäftsmann hatte Sprink wenig Interesse daran.

Giraud zeigte dem jungen Mann in Eile das Gastzimmer und stellte ihm die schwarze Dienerschaft vor. — Der älteste der Boys hieß Champagne; vielleicht hatte er sich diesen Namen selbst zugelegt, aus Bewunderung für das köstliche europäische Getränk.

Der Prokurist bat, ihn zu entschuldigen, da er nun dringend wieder ins Geschäft müsse. „Hoffentlich gelingt es Ihnen, Monsieur Barring, sich einigermaßen verständlich zu machen", sagte er beim Abschied und überließ dann Oliver dem fremden Haus und den fremden Menschen.

Diese schwarzen Burschen und Mädels zeigten sich überaus freundlich und gescheit. Sie lasen dem Gast die Wünsche von den Augen ab, halfen ihm beim Auspacken und Umkleiden und waren dabei von einer ausgelassenen Fröhlichkeit wie spielende Kinder. Mister Trewmans Behauptung, es gäbe kein liebenswürdigeres Völkchen als die Haitianer, schien sofort glänzend gerechtfertigt.

Später unternahm Olivier in Begleitung von Champagne einen Orientierungsgang durch das ganze Anwesen. Als man an das Gitter des benachbarten Parks kam, fragte er, ob der Besitzer der schönen Villa auch ein Weißer sei.

Champagne, nachdem er endlich den Sinn der Frage begriffen, schüttelte den Kopf: „Non, monsiou, caille moun Haiti — moun mulato." Und respektvoll fügte er hinzu: „Beaucoup, beaucoup gourdes!„

Das war nicht schwer zu verstehen: das Haus gehörte einem Haitianer — einem Mulatten, der sehr reich war. Doch was Champagne dann mit leuchtenden Augen immer wieder versicherte: „Li gagnin fi, — ti fi bel bel bel!" — das blieb Oliver Barring völlig unverständlich. Aber er merkte sich die Worte. —

Pünktlich um elf Uhr kam Mister Sprink. Onkel und Neffe hatten nur noch eine sehr dunkle Erinnerung aneinander, da Sprink seit vielen Jahren nicht in der Heimat gewesen war. Durch eine künstliche Aufgeräumtheit mit lautem „Halloo! und „How do you do, old boy!" suchte der Onkel das Gefühl der Fremdheit zu überbrücken. Man setzte sich gleich zum Lunch mit den landesüblichen zwanzig Gängen, die Champagne servierte. Er trug jetzt über seinem Hemd noch eine Jacke, die einmal weiß gewesen sein mochte.

Mister Sprink erkundigte sich vor allem nach dem Befinden von Olivers Mutter, seiner Schwester, die als wohlhabende Witwe eines hohen Staatsbeamten in Washington lebte. Dann fragte er, was man in den Vereinigten Staaten über den europäischen Krieg denke. — Niemand vermutete damals, im Mai 1915, daß Amerika noch in diesen Krieg verwickelt werden würde.

Oliver wußte nicht mehr zu sagen, als daß man darin ein gutes Geschäft sehe, das hoffentlich noch recht lange andauern werde. Dann berichtete er von der stürmischen Überfahrt und von seinen Mitpassagieren. Aber als er auf Mister Spencers mystische Erzählungen von Wudu, Negermagie und Zombies zu sprechen kam, schnitt John Sprink dieses Thema sofort mit der Bemerkung ab:

„Diese Dinge gehen uns Ausländer nichts an; und mich als Geschäftsmann am allerwenigsten."

Das Gespräch verstummte für Augenblicke.

Dann fragte Sprink, in dem Gefühl, daß seine Ablehnung vielleicht etwas zu schroff gewesen sei, mit besonderer Freundlichkeit: „Sag mal, Junge, hast du Spaß an großer Gesellschaft und am Tanzen?" Und als Oliver eifrig bejahte, fuhr er fort: „Dann hast du ja besonderes Glück. Am nächsten Sonnabend ist im Trianon-Klub ein großer Ball. Da kannst du auch gleich die ganze Hautevolee von Port au Princes kennenlernen. Ich selbst kann leider nicht mitkommen, da ich anderweitig verabredet bin. Aber Giraud wird sich ein Vergnügen daraus machen, dich einzuführen."

Oliver Barring war Feuer und Flamme: „Famos, famos! Sind auch nette Mädels dort?"

„Auch das. Und alle tanzen blendend. Darin sind die Haitianerinnen unseren Damen zweifellos überlegen."

„In dem Klub wird doch hoffentlich Französisch gesprochen?"

„Natürlich sprechen dort alle Französisch — abgesehen von ein paar Neureichen, die noch ihre liebe Not damit haben und öfters in ihr gewohntes Kreolisch abrutschen."

Da fielen Oliver wieder die ihm unverständlich gebliebenen Worte des schwarzen Boys ein: „Sag mal, Onkel John, was heißt eigentlich ‚Li gagnin fi, ti fi bel bel bel,?"

Mister Sprink schaute erst ganz verdutzt drein. Dann fragte er belustigt: „Wo hast du denn das gehört?"

„Champagne sagte es heute morgen — anscheinend in bezug auf den Besitzer der schönen Nachbarvilla."

„So, so. — Das heißt also: ‚Er hat eine Tochter, ein wunderschönes Mädchen. — Na ja, das ist Geschmackssache."

Oliver öffnete schon den Mund, um sich näher nach dieser Tochter zu erkundigen. Aber da fiel ihm ein, daß es vielleicht unklug sei, dem Onkel sein Interesse für die weibliche Jugend Haitis zu deutlich zu zeigen — und sicher auch reizvoller, seine Nachforschungen auf eigene Faust zu betreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rundwall.

Skizze von Hedwig Angust-Weiß.

Brigill, das Mädchen, saß auf dem Wall und sann. Der warme Sommerwind lief durch das hohe Moorgras. Weit sah man über das baumlose Moor, bis hin zu dem heiligen Berge, wo die große Mutter wohnte, die Göttin. Sie saß vielleicht dort oben, so wie Brigill hier unten, und sah über das Land hinaus, über all die endlosen Wälder. Und mit ihren leuchtenden Augen, denen nichts verborgen blieb, sah sie vielleicht in der Ferne die heimkehrenden Männer mit ihren Wagen, den müden Zugochsen und den kläffenden Hunden. Viermal hatte der Mond sich schon gerundet und noch immer blieben sie aus. Hirse und Hafer gingen zu Ende, und das kostbare Salz reichte nur noch wenige Tage für Rana, die kranke Mutter des Führers.

Ob er ihr wohl etwas mitbringen wird, da sie doch seine Mutter all die Zeit so treulich gepflegt hatte? Ob er wohl überhaupt manchmal an sie denkt? Ach, wenn sie doch bald wiederkämen! Freudlos ist alles ohne Brukter und schal wie die Suppe ohne Salz, die sie jetzt alle essen müssen.

„Brigill, Rana ruft nach dir", schallte eines Knaben Stimme an des Mädchens Ohr. Seufzend verließ die Gerufene ihren Auslug. Schnell durchquerte sie den belebten Dorfplatz. Überall begannen jetzt die Flammen unter den rußigen Töpfen zu prasseln, die Frauen bereiteten das Abendbrot.

Rana stöhnte tüchtig, und Brigill mußte ihr die schmerzenden Glieder, in denen die Krankheit des Moores riß, mit gefeitem Dachsfett einreiben. Alle Zaubersprüche nützen nichts mehr. Allein Brigills Hände konnten Schmerzen lindern.

Brigill schlief in Ranas Haus. Das Nachtlager war schön und weich, viel schöner, als es einer Elternlosen zukommt, dafür scheuchte aber das Stöhnen der Kranken gar oft ihren Schlaf. Und Brigill lag wach und lauschte in die Nacht. Tönte da nicht entfernter Zuruf über das Moor? Brigill richtete sich auf. Oder waren das wieder die Wölfe? Nein, das war doch Hundegekläff! Richtig, jetzt antworteten die Hunde im Lager und heulten laut auf vor Freude.

Sie kommen! Sie kommen! Das Dorf wurde lebendig. Fackeln entflammten. Die Männer öffneten die Einfahrt am Wall. Es dauerte nicht lange, da ächzten die ungefügen Wagen herein. Ein Lagerfeuer wurde entzündet. Die Zugochsen bekamen Wasser. Freude und lauter Zuruf überall, bis Brukter Nachtruhe gebot: „Freunde, morgen wollen wir berichten und die Anteile ausgeben." Sie gehorchten, da er mit Umsicht und Klugheit herrschte, zum Wohle aller. Darauf wandte er sich zu Ranas Haus, um nach der Mutter zu sehen, die er liebte und der er mit großer Achtung begegnete, so daß er auch da ein Beispiel gab.

Aber sah er denn Brigill nicht, die gebannt auf ihn sah? Warum durfte sie nicht zu ihm laufen und ihr klopfendes Herz an seines drängen? Und ihre Liebe wurde groß; aber sie war mehr ein tiefer, schneidender Schmerz, denn eine große Glückseligkeit.

Brukter sprach zu seiner Mutter leise und gute Worte, und dann fragte er nach Brigill. Rana rief das Mädchen. Brukter sagte auch gute Worte des Dankes zu Brigill und strich über ihr weiches Haar. Brigill errötete tief, aber das sah niemand.

Früh begann das Leben inmitten des massigen Ringwalles, der ein etwas höher gelegenes, sandiges Eiland innerhalb des Moores umschloß und die Siedlung gegen den Wolf, das Wasser und räuberische Überfälle schützte. Brigill trat aus der Hütte und schichtete Holz. Auf einmal stand Brukter hinter dem erschrockenen Mädchen. Er holte noch einmal tief Atem, als ob er vor einem schweren Entschluß stände.

„Brigill", begann er, „du weißt, welche Enge und Not bei uns herrscht. Die Moorfrau meint es nicht gut mit uns. Das Moorwasser steigt von Jahr zu Jahr, und immer näher schleicht das Moor an den Wall. Die Wiesen versauern. Hafer und Hirse gedeihen nur noch schlecht. Mühe macht es, mit den schweren Wagen die nachgiebige Straße zu befahren. Bald können wir nicht mehr herein und heraus. Drangvoll wird die Enge im Wall. Wir kommen ja mit unseren Töpfen weit herum, und immer habe ich mich umgesehen, ob nicht Raum für uns zu finden sei. Platz, wie wir ihn brauchen, geschützt, weide- und wasserreich, aber auch Töpferton müßte uns die Erde erschließen, damit wir unser Handwerk ausüben können, denn Tausch ist Wohlstand!"

Brigill sah auf und in ein ernstes Angesicht. „Aber du fandest diese neue, größere Heimat nirgends?" fragte sie.

„Ja, doch, wir haben sie gefunden, Brigill." Das war doch Anlaß zur Freude! Warum freute sich der Führer nicht? Ihre Augen wurden groß und fragend.

„Es ist sehr weit von hier", fuhr Brukter fort, „es werden Monde vergehen, ehe wir dort sind. Warm scheint dort die Sonne, und die große Göttin gibt Gedeihen und Fruchtbarkeit. Aber wir müssen bald aufbrechen, da noch alle Fluren grün sind und die Früchte des Waldes und der Felder reifen, um Mensch und Vieh zu ernähren; denn unfreundlich betrachten die Stämme den wandernden Fremdling, und noch andere Dörfer stoßen zu uns und wandern mit. Nur der, der sich vereint, wird stark und trotzt den Gefahren."

„Ja", sagte Brigill, „dann müssen wir rüsten." Und zaudernd setzte sie hinzu, „aber deine Mutter, Führer?" Eine Pause war zwischen beiden. Brukter sah in die Ferne, sah einem Storch zu, der sich langsam auf das Moor herab ließ. Eine Angst stieg wie eine heiße Welle in dem Mädchen auf. „So sprich doch", flüsterte sie.

„Brigill", sagte er, „die Göttin allein weiß, wie schwer es mir fällt, aber ich muß Euch zurücklassen, Rana und dich und noch andere. Ich vertraue dir die Mutter an und alle die Kranken und Schwachen. Sie würden eine übergroße Last für uns sein. Unsere Wagen reichen nicht aus."

Brigill hörte wortlos zu, wie versteint. Nur zwei große Tränen lösten sich aus ihren weitoffenen Augen und liefen über ihr Gesicht. „Brigill!" stöhnte der Mann, und er nahm ihre Hand und legte sie über seine brennenden Augen. Da löste sich alles in ihr, und mit einer gütigen, beinahe mütterlichen Bewegung zog sie seinen Kopf herunter und küßte ihn scheu und leise auf die Stirn. Er nahm sie in seine Arme und legte ihr Gesicht an seine Schulter. Wortlos standen sie. Nur ab und zu schüttelte ein Schluchzen ihren Körper. „Ich hol' dich, Brigill", tröstete er immer wieder und streichelte ihr Haar.

Und eines Tages nach mannigfachen Beratungen war man so weit. Die Wagen standen fertig ausgerüstet. Alles Gut war aufgeladen: Töpfe und Wollzeug, Steingeräte und Leinen, Bronzezeug und Pelzjacken. Alle Schmuckstücke hatten sie angelegt, Goldreifen und Bronzenadeln und Ketten aus glashellem Bernstein. In langer Reihe stand das Rindvieh, und die langhaarigen Schafe blökten verängstigt in den Morgen. Die Ausziehenden waren ernst und gefaßt.

Rana wurde herausgetragen. Beschwörend hob sie die abgezehrten Arme dem flammenden Berge entgegen und flehte um Segen für ihr Volk. Und segnend hielt sie die Hände über ihres Sohnes Scheitel.

Dann zogen die Wagen an. Schweigend schritt das Volk aus dem Wall. Brukter ging voran. Er blickte nicht zurück, nicht zurück zu Brigill, die auf dem Wall stand und dem Zuge nachsah, bis ihn die Ferne verdeckte und das Hundegebell im Winde verstrich.

Man hatte den wenigen, die zurückbleiben mußten, reichlich gelassen, was sie benötigten: Rindvieh und Schafe, Getreide und Mahlsteine, Bronzeaxt, Steinhämmer und einen Topf mit Salz.

Als Rana gestorben und ihre Asche auf dem weitentlegenen Friedhof zu den Urnen ihrer Ahnen gestellt war, da kam die große Unruhe über Brigill. Täglich erklomm sie den Wall und blickte die Moorstraße hinab, die schon ganz zugewachsen war. Aber niemals kam Brukter. Die Alten und Schwachen sanken dahin, immer einsamer wurde es im Wall. Und eines Tages fand Brigill weiße Haare unter ihren blonden, aber niemals kam Brukter! Die Sehnsucht wurde still in Brigill, nur wenn der Wind von Südosten singend über die Heide strich, da klang es wie ein leises, wehes Lied in der verlassenen Frau auf.

Nach vielen Jahren sah sie auf einmal zwei Reiter am Rande des Moores winken. Sie fanden den Zugang zur Burg nicht mehr. Die Frau führte die Berittenen in den Wall. Es waren zwei stattliche Männer, reich mit Schmuck

versehen. Sie nannten sich Remturk und Guto und hatten als Knaben hier im Wall gespielt. Nun kamen sie zurück und brachten etwas für Brigill: In einer zierlichen Urne, die Asche vom Herzen Brukters, der ehrenvoll auf der Walstatt geblieben war, betrauert von seinem Volke. „Mein Herz trag in die Heimat zu Brigill", so hatte er befohlen, „denn es hat nie einem anderen Weibe gehört, und konnte ich nicht im Leben bei ihr sein, so bringt mich im Tode zu ihr zurück."

Und sie berichteten von sich und dem neuen Leben. „Wir nehmen dich mit, aus deiner Einsamkeit", sagten sie. Aber die alte Frau wollte nicht. Die Reiter zogen wieder fort und nahmen ihren Weg nach Südosten. Aber all ihren und auch Ranas zurückgelassenen Schmuck hatte Brigill ihnen noch anvertraut und ihrem Volke als Vermächtnis mitgegeben. Eines Tages, als der Sturmjäger machtvoll nach Südosten rauschte, da erschlug sie alles Vieh, das in den Ställen unter dem Wall stand, und warf die Brandfackel in das ausgedörrte Holz der Befestigung.

Als sich die Flammen gegen den Himmel bäumten, da warf sie sich vom Wall herunter, Brukters totes Herz fest an ihr lebendes gepreßt.

Jahrhunderte, Jahrtausende gingen über das einsame Grab. Unüberwindlich stand der Rundwall im Moor. Die Sage entstieg ihm und raunte durch die Stämme und Völker, die sich um ihn siedelten. Und noch heute weht der Wind wie ein wehes Lied über das einsame Moor und den Rundwall.

Können Sie Trautonium spielen?

Was ist ein Trautonium?

Der Welt ist ein neues Musikinstrument beschert worden: Das Trautonium, das Instrument, „das in der Hand des Künstlers alles vermag". Mit dem Trautonium können alle bekannten Musikinstrumente nachgebildet, zugleich aber auch völlig neue Klangfarben und Effekte hervorgebracht werden. Töne vom Klang der Piccolo-Flöte bis zu den tiefen und vollen Klängen großer Orgelpfeifen bringt das neue Instrument ebenso mühelos hervor wie Trommelschläge. Es bewältigt die schwierigsten Aufgaben und spielt auch ein Trompetenstück mit großem Unterschied in den Tonhöhen in schnellstem Tempo.

Die wichtigste Aufgabe des neuen Instruments ist aber nicht die Nachbildung seiner Vorfahren, sondern eine Bereicherung der Musik. Töne, die bald weich, bald hart klingen, bald träumerisch und bald grotesk, effektvolle Vibratos und Crescendos, Klangfarben, die nur dem Trautonium eigentümlich sind, geben dem Spieler Möglichkeiten, die lediglich durch sein Können begrenzt sind. Ebenso wie die verschiedenartigen Effekte ist auch jede gewünschte Lautstärke vom zartesten Pianissimo bis zum stärksten Forte leicht zu erzielen. Der Lautstärkeumfang ist beliebig und nur begrenzt durch die Größe der verwendeten Verstärker und Lautsprecher.

Wie arbeitet das Trautonium?

Bekanntlich besteht jeder Ton aus Schwingungen verschiedener Frequenzen. Die langsamste Schwingung bestimmt die Tonhöhe, während die helleren Schwingungen die sogenannten Obertöne das Charakteristikum des Klanges sind, also einer Geige, einer Klarinette oder irgend einem anderen Instrument die Klangfarbe geben.

Beim Trautonium wird der Ton weder durch eine Saite, eine Zunge, eine Membran oder eine Luftsäule erzeugt, sondern lediglich mittels elektrischer Schwingungen. Die Grundschwingung, die der Tonhöhe entspricht, wird in einem Schwingungsgenerator erzeugt. Durch diese Grundschwingung werden elektrische Kreise, sogenannte Formantkreise angestoßen, in denen die Oberschwingungen gebildet werden, die das Charakteristische der Klangfarbe ausmachen. Die so gewonnenen Schwingungen werden dann in einem Verstärker oder Rundfunkgerät auf die notwendige Lautstärke gebracht und schließlich in einem Lautsprecher wiedergegeben.

Wie sieht ein Trautonium aus?

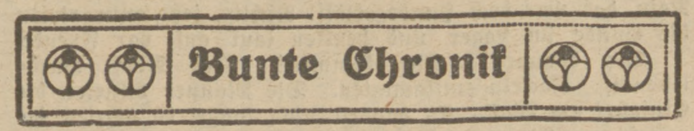
Der Hauptteil des Trautoniums ist das Vorsatzgerät. Dieses besteht in seinem vorderen Teil aus einer Metallschiene, über die eine Metallsaite gespannt ist. Durch Niederdrücken der Saite werden die Töne hörbar, und zwar liegen links die tiefen und rechts die hohen Töne. Oberhalb der Saite sind tastenähnliche Hebel angeordnet, die die Intervalle markieren und dadurch einen leichten Überblick über die Tonverteilung geben. Von der Art, wie die Saite niedergedrückt wird, hängt der Ansatz und das Ausklingen des Tones ab. Je schneller die Saite niedergedrückt wird, desto schneller erreicht der Ton seine volle Lautstärke und umso härter ist demnach der Ansatz.

Zum Einstellen der Lautstärke dient ein Fußschweller, der eine feine Regelung in weiten Grenzen ermöglicht, der aber auch zur Bildung des Tonsatzes herangezogen wird. Zum Ändern der Klangfarbe liegen Knöpfe und Tasten auf der rechten Seite des Instruments. Sie werden ähnlich bedient wie die Register eines Harmoniums.

Wie wird das Trautonium verwendet?

Für die Verwendung des neuen Instruments bieten sich ungeahnte Möglichkeiten. Als Soloinstrument gestattet es ein besonders vielseitiges und abwechslungsreiches Spiel. Im Orchester kann es zur Unterstützung schwach besetzter Stimmen oder als Ersatz für ausfallende Instrumente benutzt werden. Dem Komponisten ist mit dem Trautonium ein Mittel in die Hand gegeben worden, das es ihm ermöglicht, die Wirkung jeder beliebigen Klangfarbe zu erproben, so als ob ihm alle Musikinstrumente, die die Partitur vorsieht, zur Verfügung ständen. Auch im Tonfilm und im Rundfunk dürfte das Instrument Verwendung finden, da es alle gewünschten Geräusche hervorzubringen imstande ist.

Das Instrument wird in zwei Ausführungen hergestellt, als vollständiges Konzertgerät und als Vorsatzgerät, das an einen vorhandenen Rundfunkapparat angeschlossen werden kann. Das Spielen auf dem Trautonium, das ein einstimmiges Instrument ist, kann jeder erlernen. In der Berliner Hochschule für Musik und im Telefunkenhaus haben bereits die ersten Trautoniumkurse begonnen.



Die Feuerwehr auf Schlangenjagd.

Die Berliner Feuerwehr ist gewiß an allerlei Überraschungen gewöhnt, aber eine regelrechte Schlangenjagd hat man den tapferen Feuerwehrmännern bisher noch nicht zugemutet. Dieser Tage wurde die Wehr nach einem Hause im Berliner Westen gerufen, und als sie mit der großen Motorspritze anrückte, erfuhr sie zu ihrer Verblüffung, daß sie eine 2½ Meter lange Riesenschlange einfangen sollte, die die Bewohner des Hauses in Angst und Schrecken hielt. Die Schlange gehört einem jungen Zoologiestudenten, der in seiner „Bude" ein großes Terrarium beherbergt, in dem sich auch Schildkröten, Eidechsen und sogar ein paar junge Krokodile befinden. Wie die Schlange auf den Hof gelangt ist, ob sie sich aus dem Fenster gestürzt oder sich als Fassadenkletterer bewährt hat, bleibt ein Rätsel. Sie war jedenfalls von ihrem kühnen Ausflug noch etwas benommen und konnte daher von den Feuerwehrleuten ohne Schwierigkeiten eingefangen und ihrem Besitzer übergeben werden.



Berichtigung.

Der Professor steht auf dem Balkon, als ein Blumentopf herunterfällt.

„Das ist eine Infamie," ruft einer von unten.

„Irrtum," ruft der Professor hinunter, „eine Zentifolie."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.